

ANNUAL

Ausgabe 01
November 2007
Herausgeber: MUSEION
Museum für moderne und
zeitgenössische Kunst
Bozen/Bolzano
I.P.

David Goldblatt

Maxi Obexer

Fabrizio Gallanti

Sandra Boeschstein

Nasrin Tabatabai & Babak Afrassiabi (Pages)

Jalal Toufic

Vincent Labaume

Jean-Luc Moulène

Laymert Garcia dos Santos

Guy Tillim

Ausgabe 01
November 2007
Herausgeber: MUSEION
Museum für moderne und zeitgenössische Kunst
Bozen/Bolzano

Journal erscheint online in
deutscher, italienischer und
englischer Sprache: www.museion.it

Ihre Meinung ist gefragt: Leserbriefe senden Sie bitte
an journal@museion.it

Die Redaktion behält sich allerdings das Recht vor,
Briefe und Beiträge zu veröffentlichen, zu bearbeiten,
zu kürzen oder zu berichtigen.

Beiträge von

Sandra Boeschstein
Laymert Garcia dos Santos
Fabrizio Gallanti
David Goldblatt
Vincent Labaume
Jean-Luc Moulène
Maxi Obexer
Nasrin Tabatabai & Babak Afrassiabi (Pages)
Guy Tillim
Jalal Toufic

Übersetzungen

Wolfgang Astelbauer
Gaby Gappmayr
Markus Klammer

Direktion

Corinne Diserens

Redaktion

Brigitte Unterhofer

Koordination

Silvia Rissbacher
Caterina Longo
Eva Bauer
Simonetta Nardin
Petra Guidi

Design

tomato - London

Druck

Athesia Druck GmbH, Bozen

Dolomiten
TAGBLATT DER SÜDTIROLER

© Museion, Autoren und Künstler

Die Verwendung von redaktionellen Inhalten, auch
auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher schriftlicher
Genehmigung durch den Herausgeber gestattet.

PATRIOTISCHES OUTING

*Ich suchte einen Psychiater auf. Er sagte:
„Erzählen Sie mir alles.“ Das tat ich, und
jetzt zieht er meine Nummer ab.*

Ende Oktober in einem Zug irgendwo zwischen Mailand und Bozen. Auf einem
Sitz eine Zeitung mit einem Artikel über die Plakataktion der Regionalregierung
der Toskana gegen geschlechtliche Diskriminierung. Das Plakat, das ein Baby mit
einem Armband zeigt, auf dem „homosexual“ steht, ist Thema einer Debatte. Die
Medien interessieren sich immer für so etwas.

Da fällt mir ein, wie Richard Prince beschrieben hat, was ihn ursprünglich an der
Fotografie der zehnjährigen Brooke Shields faszinierte. Er hatte sich 1983 der von
dem kommerziellen Fotografen Gary Gross gemachten Aufnahme bedient. Sie war
1976 vom Playboy-Verlag in einem Buch mit dem Titel *Sugar & Spice: Surprising and
Sensuous Images of Women* veröffentlicht worden und zeigt ein nacktes vorpubertäres
Mädchen, das in einer Badewanne steht. Richard Prince: „Als das Foto gemacht wurde,
war Brooke zehn Jahre alt, aber Gary Gross richtete ihren Kopf so her, dass sie älter wirkte.
Dann machte er sich die Mühe, ihren Körper einzuölen, um die Ausstrahlung männlich-
weiblicher Adoleszenz zu verstärken und zu brechen. So entstand ein Körper mit zwei oder
vielleicht mehr Geschlechtern und ein Kopf, der nach einem anderen Geburtstag aussieht.“

Brooke Shields war damals bereits als Kindermodell bekannt. Ihre Mutter hatte eine
Vereinbarung unterschrieben, die Gross unbegrenzte Veröffentlichungsrechte für
das Bild einräumte. 1982 erwirkte die inzwischen berühmt gewordene Shields beim
Obersten Gerichtshof von New York eine Verfügung, die es Gross untersagte, das
Bild zu veröffentlichen, weil es ihr Recht auf Privatheit verletze. Im Jahr darauf hob
das Berufungsgericht das Urteil mit der Begründung auf, dass Kinder keinen Vertrag
brechen können, den ihre Eltern oder ihr Vormund unterzeichnet haben. Zu dieser
Zeit stieß Richard Prince in der vom Playboy-Verlag veröffentlichten Broschüre auf
das Foto, rahmte es in Gold und stellte es in einer Galerie aus, die er eigens zu diesem
Zweck eröffnet hatte. „Ich habe das Bild gewählt“, sagte er, „weil ich auf die äußeren
Gegebenheiten Bezug nehmen wollte; ich wollte kein eigenes Bild machen, das nur innere
Umstände wiedergegeben hätte.“ Prince nannte das Bild *Spiritual America*; der Titel
stammte von einer Fotografie von Alfred Stieglitz aus dem Jahr 1923: „Ich hatte das
Foto *Spiritual America* von Stieglitz im Metropolitan gesehen, kurz bevor ich die Galerie
eröffnete“, erzählt Prince. „Das war eigentlich der einzige Grund für die Ausstellung und
die Eröffnung der Galerie. Ein Bild von einem kastrierten Pferd mit einem solchen Titel
– das schien mir so viel auszusagen.“

Man kann *Spiritual America* als Kritik der Macht der Bilder in der heutigen Gesellschaft
sehen, welche die Freiheit betont, die wir haben, wenn es um die Entscheidung über
das Programm dieser Bilder geht. Der Bezug zu Stieglitz ist auch ein Angriff auf den
Puritanismus Amerikas: „Terrie, die Mutter von Brooke Shields, erkennt, welches Licht das
Bild (nicht auf Brooke, sondern auf sie) möglicherweise werfen könnte; kurz: in dem einer
Kupplerin“, erklärt Prince. „Ein paar Millionen Dollar Gerichtskosten, die Aussicht auf
Millionen aus dem Verkauf des Plakats mit Gross' Bild von Brooke. Es geht um den Umgang
mit einem Bild, um sein Management, um die Frage, wem das Bild gehört, und schließlich
um die Geschichte der Prinzessin der Vereinigten Staaten. Alles geschieht wegen der
Wahrheit oder der Auswirkungen einer Fotografie. Die Ekstase der Kommunikation. Die
Geschichte hat etwas von einer bizarren Spielshow. Ich weiß nicht, ob einer der beteiligten
Hauptfiguren wirklich klar war, wo das Herz der Finsternis lag. Ich jedenfalls begann das
„Bild“ als patriotisches Bild zu sehen – wenn mir zu Ohren gekommen wäre, dass in einem
anderen Land wegen einer Fotografie Ähnliches geschieht, hätte ich mir überlegt, dorthin
zu übersiedeln.“

Vgl. den Beitrag von Nancy Spector in *Richard Prince*, (New York: Solomon R.
Guggenheim Museum, 2007); www.richardprinceart.com/write_spiritual.html/;
David Deitcher in „Spiritual America“, *ArtForum*, Oktober 2004.

Corinne Diserens



Unfertige Häuser, Teil eines 1000 Häuser umfassenden städtischen Bauprojekts, das eingestellt wurde. Die Widmung erfolgte 1998, mit dem Bau wurde 2003 begonnen. Die Beamten und Politiker gaben verschiedene Gründe für die Einstellung des Bauvorhabens an: Wassermangel, Diebstahl von Baumaterialien, Probleme mit der Abwasserentsorgung, Schwierigkeiten infolge des hohen Lehmgehalts des Bodens, finanzielle Engpässe. Im August 2006 waren 420 Häuser fertig gestellt.

David Goldblatt
Lady Grey, Eastern Cape, 5. August 2006

NACKT WANDERN IN SACHSEN

**Maxi Obexer
Berlin**
Und vor
lauter Kursen
keinen Wald

”

Und mit der Elster kennen Sie sich aus?“
„Ja, mit der Elster kenne ich mich aus“.
„Dann kann ich ja beruhigt in den Urlaub.“
„Sie gehen wandern?“
„Nee nee! Ick mach Nordic Walking, high end plus one, Aufbaukurs zwo.“
„Ist das nicht wandern?“, wundere ich mich.
„Nee nee, junge Frau, mit wandern hat det nüscht zu tun. Nordic Walking, high end plus one, Aufbaukurs zwo, hab ick als Jutschein bekommen, zusammen mit nem Jummibaum zum Jeburtstag.“

Die Elster ist in diesem Fall nicht der Vogel, sondern ein Programm, womit sich die Steuererklärung elektronisch direkt ans Finanzamt schicken lässt. Dass man dem Programm den Namen „Elster“ gab, hat aber trotzdem mit dem Vogel zu tun, denn ihm wird von uns Menschen nachgesagt, er sei diebisch. Die Finanzbeamten dachten sich: Gut, diebisch sind wir auch, und gaben ihrem Programm den Namen „Elster“. Und weil den Finanzbeamten niemand so viel Selbstironie zugetraut hätte, ist die Beliebtheit des Finanzamtes von null auf hundert geschossen – es wird sogar mit einem gigantischen Steuerüberschuss gerechnet, dieses Jahr.

Nordic Walking muss nicht länger erklärt werden, jeder kennt die militärisch durch den Wald parierenden Menschen, und wehe, man bringt diese Tätigkeit mit der des Wanderns in Verbindung (siehe oben), mit dieser unkoordinierten, unstrukturierten, gedankenlosen, in den Tag hinein flanierenden und daher völlig sinnlosen Tätigkeit.

Inzwischen findet es auch niemand mehr merkwürdig, Menschen zu sehen, die im Stehschritt durch ein argloses Birkenwäldchen marschieren. Es ist so normal geworden wie Menschen, die sich lautstark allein unterhalten, die ohne Begleiter im Auto sitzen oder durch den Park laufen, und mit beiden Armen frei gestikulierend und artikulierend das tun, was man miteinander sprechen nennt. Zuerst dachte man noch, merkwürdig, führen jetzt plötzlich alle Selbstgespräche? Und sofort war er da der Gedanke: alle, alle werden wir noch zu Verrückten und Autisten in dieser periodisch, sich bis in die Galaxie hinausatomisierenden Gesellschaft.

Aber nein. Dieser Mensch telefoniert nur, ohne Hörer und mit einer Schnur, die nicht zum Apparat führt, sondern unters Jackett. Und er ist ganz normal, im Gegenteil, er ist sogar ganz besonders normal. Man könnte sogar glauben, dieselbe Performance, also laut reden ohne Begleiter, mit der wir uns vorher ein pathologisierendes Urteil eingehandelt hätten, autistisch, privationsgestört, exhibitionistisch, irgendetwas Randständiges, macht uns heute zu bürgerlich besonders integren Bürgern. Und wer weiß, vielleicht denkt man irgendwann über zwei, die sich am selben Ort aufhalten und miteinander sprechen so: die armen einsamen Menschen,

müssen sich mit dem begnügen, der gerade da ist.

Ja, vielleicht finden wir irgendwann Menschen, die sich im hier und jetzt unterhalten, tatsächlich einsamer, als solche mit einer langen Telefonliste? Vielleicht sagen wir irgendwann zum Vogel, den wir Elster nennen: Guck mal, der Vogel, er heißt so wie das Steuerformular!

Und wir werden lange erklären müssen, was wir machen, wenn wir einfach nur wandern, während sich das „Nordic Walking high end plus one“ ganz von alleine versteht.

Die Programmierung unserer Umwelt – es ist ja eigentlich die unserer Köpfe, bringt manches Wundersame in Erscheinung. Manchmal sogar braucht es dazu noch nicht einmal eine neue Technik oder eine neue Ausrüstung, es genügt, etwas aus dem gewöhnlichen Kontext zu lösen und dann – dekontextualisiert wie es ist – einfach nur wieder dort hinein zu stellen, wo es vorher schon war, und schon hat man etwas ganz anderes.

Auf diese Weise kann aus einem gewöhnlichen Bauern eine seltene Erscheinung werden, die der vom Yeti in nichts nachsteht. Wer es nicht glaubt, der gebe sich schnurstracks in ein Alpenwellnesshotel. Dort erwarten einen nicht nur die hausgemachten „Wellness-Nudeln“, auch in den Backofen kann man sich legen, (weil das der Bauer traditionsgemäß auch immer so tat), und auf die Nachfrage, warum die Ringelblumensalbe so teuer sei, wird einem erklärt, dass sie deshalb so viel Geld koste, weil die Blüten – und in diesem Moment schlägt die Alpenwellness-Tante die Augen ganz ganz weit auf: „von einem echten Bauern gepflückt würden.“ Was denn ein unechter Bauer sei, wollte ich sie fragen, tat es aber nicht aus Respekt vor ihren weit aufgerissenen Augen.

Ist das hier so üblich? Fragt sich jeder, der als Fremder in eine neue Gegend kommt und seltsame Erscheinungen vorfindet. Meistens aber ist nichts üblich. Jedenfalls ist meist nicht üblich, was einem, auch wenn man fremd ist, seltsam erscheint.

Zum Beispiel die drei Nackten, die plötzlich aus der Idahöhle ins Freie herausgetreten kamen. Wir sitzen an einem überwältigenden Abgrund, um uns ein wallendes deutsches Wäldermeer, dazwischen seltsame Zacken, die in die Höhe ragen, das Elbsandsteingebirge, eine der seltsamsten Gesteinsformationen überhaupt. Sitzen am Abgrund und überlegen, woher die Angst kommt am Abgrund. Ist es die Angst vorm Hinunterfallen, oder nicht viel eher die Angst vorm Springen? Die Angst also, dass man plötzlich springen könnte, ohne dass man das so gewollt hätte, oder geplant. Irgendwann dreh ich mich um, und in dem Moment treten drei Nackte aus der Höhle hervor. Mit Bergschuhen an und Rucksäcken, sogar Hüftgurten waren an ihnen dran, und darunter, unter ihren schlenkernden Penis, lugten ihre Hodensäcke hervor. Drei Männer um die fünfzig, braun gebräunt, das waren sie wirklich, gleichmäßig braun gebrannt. Die anderen, die wie wir am Abgrund saßen, aßen. Aßen einfach weiter. Und so bisßen auch wir wieder in die Tomate, um nicht für prude gehalten zu werden. Ob das hier so üblich ist, im Osten, wo doch die Strände im Osten auch voller Nackte sind?

Die seien längst rückläufig, die Nackten an den Oststränden. Und das habe damit zu tun, dass die Gesellschaft, vor allem die Jugend, vollkommen verklemme, sagen die übrig gebliebenen Nackten. Die Angezogenen hingegen behaupten, dass ein Stück Dreieck auf der Haut erotischer sei, als gar nichts auf der Haut.

Was man durchaus nachvollziehen kann. Der Frau damals im schwedischen Supermarkt, der fehlte doch auch irgendwie etwas, als sie nackt mit ihrem Einkauf an der Kasse stand, eben ein Stück Dreieck auf ihrer Scham, (oder ein Schleier

vielleicht?). Interessant auch, dass die beiden gegensätzlichen Meinungen, nackt oder halbnackt, in jedem Fall das Erotische für sich beanspruchten.

Für uns und die drei Nackten aber war es nicht die Kleidung, die zu viel war oder das Dreieck, das nicht hätte fehlen sollen. Man muss die Sache differenzieren: wir fanden das Verhältnis von Nacktheit in schwerer Beschuhung und Rucksack mit allen erdenklichen Riemen und Gurten um die nackte Nacktheit geschlungen – um es kurz zu fassen: unausgewogen. Und der Hüftgurt eines Rucksacks auf nackter Haut ist nicht mit dem erregenden Surplus eines Schamdreiecks zu vergleichen. Es stellte sich, was das angeht, schlicht gar nichts her. Sollte es ja auch gar nicht; sicherlich waren die drei älteren Herren nicht auf Brautschau aus. Die wollten einfach nur wandern. Schluss. Nur, etwas unnatürlich fanden wir sie schon, das ja.

Es sei auch nicht üblich, nein, nein, nacktes Wandern in Sachsen. Das muss schon irgendein Kurs sein, ganzheitlich Wandern, zum Beispiel. Das also ist es! Natürlich. Ein Kurs.

Meistens sind gerade Kurse, die „ganzheitlich“ oder „im Einklang mit“ in ihrem Titel führen, ganz besonders unnatürlich. Es muss also so etwas sein. Spätestens da fiel uns auf, dass wir von Kursen und Kursteilnehmern umgeben waren und schon die ganze Zeit über gefragt wurden, in welchem Kurs denn wir gerade seien.

In keinem, und alle wunderten sich stets. Und welchen Kurs besuchen Sie? Der junge Mann kam gerade mit einem Stück Baumstamm auf der Schulter daher. Er stellte den Baumstamm ab, fuhr sich mit dem Handrücken über die schwitzende Stirn, und erst da sahen wir, dass er nicht alleine unterwegs war, sondern mit einer ganzen Gruppe, von denen alle je einen Baumstamm auf der Schulter trugen. „Was für ein Kurs?“, und er lacht. „Das ist kein Kurs. Das ist ein Abenteuerwochenende“, sagt er, schultert den Baum und geht weiter.

Exkurs: Bei Marthaler in „Murx den Europäer, murx ihn, murx ihn, murx ihn, murx ihn ab!“ kommt ein junger Mann in den Saal, in dem gerade um die fünfzig junge Männer Liegestützen machen, und fragt: „Ist das hier der Kochkurs ‚Backen ohne Mehl‘?“ Und der Kursleiter gibt ihm zur Antwort: „Nein, das ist nicht der Kochkurs ‚Backen ohne Mehl‘, das hier ist der Kurs ‚Ficken ohne Frau!‘“

Dieser Zettel hier, der an der Schiebetür der Kneipe hängt, in der wir gerade ein Bier bestellen: „Echtes Natur- und Kulturinterpretieren“ Was könnte das sein? Was ist Kultur-, und was ist Naturinterpretieren? Und dann noch ein echtes? Und was sollte eine echte Kulturinterpretation von einer unechten unterscheiden? Und was eine echte Naturinterpretation von einer unechten? Wenn sich eine Partei „Berg“ nennt, oder „Meer“, wie in Bulgarien, dann ist das eine unechte Naturinterpretation. Weil eine Partei kein Berg ist.

Und wenn ich den Berg Berg nenne, ist es dann eine echte? Echte was? Naturinterpretation – oder Kulturinterpretation? Jede Benennung ist ein kultureller Vorgang, der Berg wäre schließlich auch hier, wenn wir ihn Wolke nennen würden. Kann auch gut sein, dass der Berg gar nicht weiß, wie er heißt. (Vielleicht hat es ihm noch nie jemand gesagt?)

So kommen wir jedenfalls nicht weiter. Rasenmähen! Ja. Rasenmähen. Eine typische Kulturinterpretation. Weil der Rasen ein typisches Kulturprodukt ist, und das Mähen des Rasens – das Rasieren, reine Kulturinterpretation, und damit eine vollkommen echte!

Der arme Rasen. Irgendetwas wird an ihm doch auch natürlich sein. Schließlich ist er kein Plastikteppich und wächst sogar freiwillig und natürlich nach. Rein kulturell ist er also doch nicht. Das bringt uns auch nicht weiter.

Ist ein Tattoo auf dem Rücken einer Frau mit dem Schriftzug: human body eine Natur- oder eine Kulturinterpretation? Oder eine Scham rasiert wie ein senkrecht Hitlerbärtchen - Kultur- oder Naturinterpretation? Auch so geht's nirgendwohin. Niemand würde noch ernsthaft behaupten wollen, der menschliche Körper sei eine rein natürliche Erscheinung.

Wo, wo ließe sich also eine Trennung von Kultur und Natur durchführen? Und wie ließe die sich denn beim Interpretieren schön sauberlich trennen in kulturell und natürlich?

Vielleicht sollten wir dem ganzen überhaupt keinen Sinn abgewinnen; sicherlich handelt es sich bei den Erfindern dieser Kultur- und Naturinterpretation einfach nur um Menschen, die gerade alles falsch machen, trotzdem aber ihr Geld verdienen wollen.

Wir fragen eine Kursteilnehmerin, die gerade die Schiebetür öffnet, hinter der der Kurs „Echtes Natur- und Kulturinterpretieren“ stattfindet. Das sei ein Kurs, der aus dem angelamerikanischen – wo? äh, anglosächsischem, wie?, angelsächsischem Raum kommt und einem beibringt, wie man, wenn man sich in der Natur aufhält, alles im Sinne einer ganzheitlichen Erfahrung aufnehmen kann, nämlich Kultur und Natur gleichzeitig, und sich nicht nur auf das eine oder andere beschränkt.“ Danke.

Da haben wir's. Wieder dieses Wort „ganzheitlich“, das, egal, wie mans nimmt, nur böse ist. Erst wird unterstellt, dass es uns verloren gegangen sei, das Ganzheitliche, und dann wird behauptet, dass dieser Kurs es wieder herstellen könnte. Daran sind zwei Dinge falsch: das Ganzheitliche haben wir nicht verloren, wir haben es nie gehabt. (Was oder wo soll es denn sein?) Zweitens: dass es uns durch ein Programm wieder zurückgegeben werden könnte, das Ganzheitliche. Erstaunlich, wie klein das Ganzheitliche dann wieder gedacht wird.

„The more exposed, the more invisible.“ – Ein Satz, den ich mir aus der diesjährigen documenta 12 aufgeschnappt habe, drückt genau den Vorgang aus, der solchen Programmierungen innewohnt: Natürlichkeit, In Eintracht mit, Ganzheitlichkeit - immer wird der Verlust einer Sache vorausgesetzt, deren Wiedergewinnung garantiert wird, wenn ich mich am Kurs beteilige. Der Kurs selbst besteht nur darin, ein Element herauszulösen – den Baum, die Pflanze, den Vogel, oder das Knie, um dieses eine ganzheitlich zu erfahren.

Die Programmierung selbst aber ist die Herauslösung par excellence, die Abstrahierung eines Elements aus vielen Zusammenhängen, mit dem Ziel, die Ganzheitlichkeit wieder herzustellen, genau in dem Augenblick, indem mir die Vielzahl der Bezüge zerstört wird. Schluss. Wir wollten einfach nur hier sein, im Wald. Sein. Nicht interpretieren. Deshalb hören wir jetzt auch auf. Um noch etwas vom Wald zu haben. Und von den Bäumen, und den Vögeln – und von uns.



Schloss Wiepersdorf, Foto: Susanne Britz

DER BOOKSHOP AUF DER DOCUMENTA 12

Fabrizio Gallanti
Mailand

Übersetzung aus dem Italienischen

Zum Begriff Bookshop gibt es natürlich eine entsprechende Übersetzung: Buchladen (und umgekehrt). Wenn jedoch in einem nichtenglischen Text der Begriff Bookshop anstelle von Buchladen auftaucht, ist damit ganz selbstverständlich ein Geschäft in der Nähe eines Museums oder einer Galerie gemeint, das diese Institution ergänzt; aber auch in der Nähe von anderen so genannten "kulturellen" Einrichtungen, ob temporärer oder dauerhafter Art, wie Theater, Kino, Modewelt, Konzerte, Messen und Festivals. Wenngleich auch ein kommerzielles Interesse dahinter steckt und unter dem Dach der "Kultur" (im Sinn von Kulturproduktion) sehr ungleiche Aktivitäten stattfinden, nützt die Ausstattung mit einem Bookshop auch den Aufgaben und Inhalten, auf die dieser ausgerichtet ist.

In Kassel wurde im Rahmen der *documenta 12* der Verkauf der Bücher und offiziellen Kataloge auf neuralgische Stellen in der ganzen Stadt verteilt, an denen die Besucher auf dem Weg zu den Ausstellungsorten vorbei kommen. Die Publikationen sind an verschiedenen Verkaufsstellen erhältlich, an denen auch andere Waren angeboten werden: T-Shirts, Hefte, Tassen, Kalender, Rahmen für Fotos, Büromaterialien.

Alle im Angebot stehenden Produkte sind mehr oder weniger sichtbar mit dem Logo der Ausstellung versehen. Je teurer der Gegenstand ist, jedenfalls innerhalb einer bestimmten Preisskala, desto kleiner in den Ausmaßen ist das Logo.

Eine richtige Buchhandlung mit allem Drum und Dran steht auf dem Platz vor dem Museum Fridericianum, dem historischen Herzstück der *documenta*. Hier werden aber nicht die offiziellen Gegenstände, das, was im Fachjargon Merchandising genannt wird, verkauft.

Sowohl die Läden als auch die Buchhandlung sind in temporären Einrichtungen untergebracht, ähnlich den aus vorgefertigten Modulen zusammengesetzten Hütten, wie sie

auf den Baustellen als Büroräume für Geometer oder Baustellenleiter oder häufiger zur Unterbringung der Bauarbeiter bzw. der Umkleieräume eingerichtet werden. Es handelt sich um die selben Elemente aus Aluminiumprofil mit zellenartigen Auskleidungen aus Kunststoff, wie wir sie von der Unterbringung der Obdachlosen bei Katastrophen her kennen oder von den andauernden Ausnahmesituationen wie den Stellplätzen für Nomaden oder Einwandererzentren. Alle zusätzlichen Aktivitäten der Ausstellung sind in den – je nach Bedarf – mehr oder weniger geräumigen Modulen untergebracht: Informationsstellen, Kartenverkauf, sanitäre Einrichtungen und eben auch die Läden. In der Nähe zu den einzelnen Ausstellungsorten beherbergen solche Boxen die Garderobe, wo man Taschen und Schirme ablegen muss.

Wenn es regnet, sind die Besucher in Verlegenheit, ob und wo sie die Schirme deponieren sollen, um dann den Weg bis zum Eingangsbereich der einzelnen Sektionen zurückzulegen und zu riskieren, durchnässt zu werden. In den als Garderobe genutzten Lokalen bemühen sich eifrige und freundliche junge Menschen um die Besucher: oft verlangt jemand danach, etwas (vielleicht den Besucherpasse oder eine Jacke) aus seiner Tasche zu holen, andere hingegen stellen sich an, um der persönlichen Sammlung von Gegenständen inmitten der abgelegten Masse in den Regalen ein weiteres Stück hinzuzufügen. Jedenfalls sind – angesichts des nicht gerade milden Klimas – im Eingangsbereich der Museen und Pavillons der Ausstellung, dort wo Besucherpässe und Karten kontrolliert werden, zusätzliche Schirmständer aufgestellt worden, was den Besucherstrom behindert. Alle Teile aus Kunststoff sind weiß lackiert, von außen erkennt man ihre Funktion an den großen schwarzen Zeichen, die wie von Hand ausgeführte Pinselstriche aussehen und das Konzept der visuellen Kommunikation der Ausstellung fortsetzen, so wie

es im Logo mit der Zahl Zwölf, den Abzählstrichen, zehn vertikale und zwei schräge, als wäre es eine Aufzeichnung der in einer Zelle verbrachten Tage, zum Ausdruck kommt.

Die Absicht, etwas Handschriftliches nachzuahmen, zeigt sich an einer Serie von unlesbaren Kritzeleien, sowohl im Fall der Wörter als auch bei den Ideogrammen, die auf den Zweck der Räume hinweisen. Ich weiß nicht mehr, ob sie tatsächlich von Hand ausgeführt wurden, oder – was wahrscheinlicher ist – ob es sich um bedruckte Klebefolien handelt, die an den Wänden der Module angebracht sind.

Tatsächlich existiert eine solide und stabile *documenta*, nämlich jene, welche robuste historische Gebäude besetzt, und eine flüchtige *documenta* mit Zeltedächern, Kunststoffzellen, mit Tischen und Stühlen und zahlreichen Bänken im Freien, gesponsert von Biermarken, wo Speisen als Schnellimbiss angeboten werden. Durch die Lüfte auf der großen Wiese mit Aussicht auf das Museum Fridericianum zieht ein einladender Duft von Bratwurst. Am späteren Nachmittag landen die Besucher, inzwischen müde geworden, ausgestreckt oder sitzend im Gras, bei einem Bier und einem Imbiss. Alle Personen, die Mitarbeiter der Veranstaltung sind und in direktem Kontakt mit dem Publikum stehen (jedenfalls wer in der Hierarchie der Organisation einer niedrigeren Berufskategorie angehört, etwa mit befristeten Verträgen beschäftigte Hilfskräfte) tragen weiße Baumwollleibchen, wie sie im Sport zu Trainingszwecken verwendet werden. Die Leibchen sind mit dem Logo versehen und werden über der persönlichen Kleidung getragen, was die Leichtigkeit und Ausbreitung der flüchtigen *documenta* über die gesamte Stadt steigert. Sie erinnern mich an die Uniformen in Supermärkten. An manchen Orten kann man am Rücken dieser Uniformen aufgedruckte Sätze lesen. In Chile ist mir einmal einer besonders aufgefallen: "Fragen Sie, ich bin da um

Sie zu bedienen". Beide *documentas* sind aufs Engste vernetzt: die erste stützt sich auf ein Netz von monumentalen Achsen aus dem 18. Jahrhundert, das dem Territorium seinen Stempel aufdrückt, so wie auch in anderen deutschen Städten (z. B. Ludwigsburg oder Karlsruhe). Der temporäre Pavillon der französischen Architekten Lacaton und Vassal in den Karlsruhen gegenüber der Orangerie und die Ausstellungssektion in der Galerie des Schlosses Wilhelmshöhe wiederholen ein System sozialer und räumlicher Kontrolle mit Ansichten und großartigen Perspektiven, das auf eine totale Erschließung der Stadt und der umliegenden Landschaft abzielt.

Das andere System erscheint den Bedürfnissen gemäß eher nüchtern und sachlich, es liefert die materiellen Grundlagen für das Überleben und fügt sich subtil in das städtische Gefüge ein. Zudem ist es kostenfrei.

Gemäß einer weit verbreiteten Praxis wird der offizielle Bookshop der *documenta* 12 an eine externe Gesellschaft vergeben. In diesem Fall handelt es sich um eine Zusammenarbeit zwischen *B_books* und *Pro qm*, zwei kleine Fachbuchläden aus Berlin.

Die Buchhandlung hat einen rechteckigen Grundriss. Die Raumhöhe ist eher nieder, da sie in einem vorgefertigten Modul untergebracht ist. Wenn die Sonne auf das Dach brennt und drinnen sich viele Personen aufhalten, steigt die Temperatur empfindlich.

Der Grundriss ist ein Rechteck. Es gibt zwei Zugänge. Der links an der langen Seitenfront, die parallel zum Rand der großen Rasenfläche verläuft, führt in einen etwas kleineren Raum, der öffentlich ist und durch ein Wandregal von einem rückseitigen kleinen Büro abgetrennt wird. Zu rechter Hand vor diesem Ambiente verfügt die Buchhandlung über eine Fläche von fünfzehn mal fünf Meter, wo in der Nähe zum zweiten Eingang die Kassa untergebracht ist. Der Raum ist sehr einfach, die Ausstattung anonym. Die

Bücher, die Zeitschriften und anderes Material sind da, um sich von anderem zu unterscheiden.

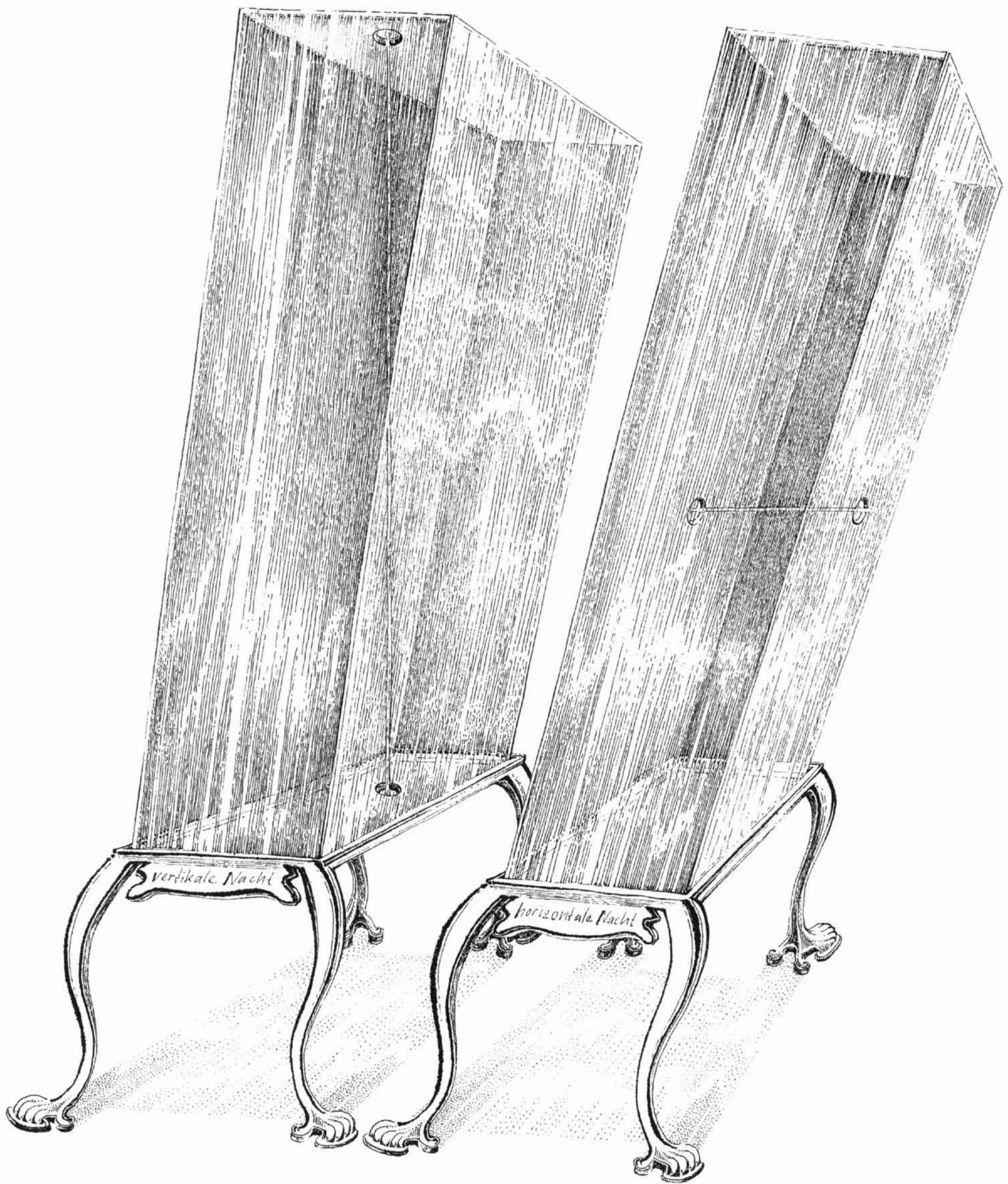
In einem sehr kleinen Bereich stehen auf den Regalen viele der internationalen Zeitschriften bereit, die am Programm der *documenta* beteiligt waren, darunter einige, die man in Europa eher selten findet (indische, mexikanische oder kolumbianische Zeitschriften, oder Zeitschriften aus Thailand oder Korea). Auf einem etwas erhöhten Tisch sind Bücher und Zeitschriften über Mode, Design und Grafik ausgelegt und ausgewählt vor allem wegen der visuellen Kraft der überaus farbigen Titelblätter. Die Bücher über Mode beziehen sich auf eine ganz jugendtypische Straßenästhetik (*Dazed and Confused*, *I-d*), die mit einer gewissen blutleeren Sensualität sympathisiert (blasse Gesichter in heruntergekommenen Interieurs). Jene über Grafik zeigen unbekannte Beispiele aus der jüngeren Geschichte, die heute eine Inspirationsquelle darstellen: das Buch über die Arbeit der Ordensschwester Corita in Los Angeles, einer Aktivistin der siebziger Jahre, ist eine große Überraschung.

Der Hauptbereich der Buchhandlung scheint einer maximalen Konfusion anheim gefallen zu sein, die jedoch überaus geplant zu sein scheint, damit der Leser den Eindruck von einer Entdeckung gewinnt, eventuell sogar unter einem Tisch verstaut, um denken zu machen, es handle sich um eine Auswahl mit einem ganz bestimmten Geschmack. Die Übersicht ist von einer Regalwand begrenzt, an deren Basis eine horizontale Ablage angebracht ist. Die Bücher sind mit ihrem Rücken sichtbar, nur die ganz aktuellen sind mit dem Umschlag flach auf der Ablage ausgelegt. Entlang der Längsseite des Buchladens sind die verschiedenen Bereiche angeordnet: Film (mit zahlreichen DVD's im Angebot), Theater, Musik. Dann Architektur und Urbanistik, das, was man als "social" oder "cultural studies", Philosophie und Kunsttheorie bezeichnet. Im Allgemeinen

handelt es sich um Sachbücher. An einer bestimmten Stelle tauchen Monografien auf, Essays und verschiedene Materialien über die auf der *documenta* präsentierten Künstler. Viele sind erst vor kurzem erschienen, meist von Museen und Galerien herausgegeben oder von spezialisierten Editoren. Auch die gesamte kurze Seite der Regalwand versammelt das weitere alphabetisch geordnete Material der Künstler. Das Zirkulieren der potentiellen Kunden wird von Tischen und Stapeln von Büchern behindert. Da findet man einerseits schön aufgemachte Bücher aus der jüngsten Produktion in der Mitte des Raums, aber auch großformatige ebenfalls von den ausgewählten Künstlern entlang der kurzen Seite des Geschäfts. Andere, eher klassische, allgemeine oder historisch angelegte Bücher sind an der Glaswand zwischen den beiden Eingängen angeordnet. Die offiziellen Publikationen über die Ausstellung sind auf mehrere Stellen im Raum verteilt.

Außerdem kann man auch Kunstpostkarten und Büromaterialien (*Moleskine*-Notizhefte usw.) kaufen. Nahe der Kassa findet man kleine Publikationen zu niedrigen Preisen (z. B. *Point-it*, ein Büchlein, mit dem man sich in einem Land, dessen Sprache man nicht spricht, durch den Fingerzeig auf unterschiedliche Abbildungen verständigen kann, oder Fotosammlungen von Hans Peter Feldmann, Zeichnungen von Gordon Shrigley oder Fischli und Weiss), die man im letzten Augenblick zur Auswahl hinzufügen kann. Das Gewicht der mit Papier gefüllten Taschen verleitet von neuem zu einem Pilgerweg vorbei an einer Garderobe oder dazu, den Kauf auf den letzten möglichen Zeitpunkt zu verschieben.

Was es nicht gibt, sind Romane und Gedichte.





MÖGLICHE RÄUME

Projekt von Nasrin Tabatabai &
Babak Afrassiabi (Pages)
www.pagesmagazine.net
Rotterdam
Teheran

Übersetzung aus dem Englischen

Die folgenden Zeilen sind die Einleitung zu einer Serie von im Entstehen begriffenen Beiträgen für das *Museion Journal*, die mit dem gerade laufenden Projekt *Eventual Spaces (Mögliche Räume)* zusammenhängen wird. Die Beiträge sind Wiederaneignungen von im Lauf der Entwicklung dieses Projekts entdeckten oder erarbeiteten Materialien.

Auf die *Möglichkeit* von etwas setzen heißt, auf etwas bauen, das unvermeidlich eintritt, aber immer wieder aufgeschoben wird. Was aber, wenn die Dimension der Möglichkeit unser Sein und Tun bestimmt, wenn diese dadurch definiert sind, was sie nicht sind und wozu sie erst werden? Insofern beschreibt Möglichkeit – ob nun auf politischer, gesellschaftlicher oder kultureller Ebene – stets einen gewissen Mangel oder eine gewisse Sperre im Handeln. Andererseits ist es genau diese Zwiespältigkeit des Möglichen, die dazu führt, dass unser Tun Kontrolle und Vorgaben zu sprengen vermag. Möglichkeit hat daher als Kennzeichen des Handelns politischen Charakter. Sie eröffnet insofern auch einen experimentellen Raum, als sie immer im Begriff ist, sich zu ihren Bezügen neu zu verorten.

Die vor Kurzem erschienene 6. Ausgabe des Magazins *Pages* ist Ausgangspunkt

dieses Projekts. Die Besonderheiten der Situation im Iran dienen dafür als Orientierungsrahmen. Die Hoffnung richtet sich auf die Weiterentwicklung des Projekts im praktischen Bereich und vor allem darauf, festzustellen, was denn (notwendigerweise) dazu führt, dass es der kulturellen Praxis an einer Leitvorstellung mangelt.

Abbildung:

Restaurant Majlesi, ehemals Galerie Gandriz, Enghelab Avenue, Teheran

[Als wir früh am Nachmittag in der Enghelab Avenue in Teheran nach dem Haus der ehemaligen Galerie Gandriz suchten, die von 1964 bis 1978 von Künstlern geführt worden war, standen wir schließlich vor einem Restaurant. Als wir eintraten, sagte man uns, dass die Küche geschlossen sei, da es in der ganzen Straße einen Stromausfall gegeben habe. Als wir erklärten, dass wir nur ein paar Aufnahmen machen wollten, und fragten, ob wir das dürften, erwiderte der Mann an der Tür, dass es zu dunkel sei, um zu fotografieren, wir es aber versuchen könnten.]



Sandra Boeschstein vertikale Nacht/horizontale Nacht, 2007, Tusche auf Papier

STERBEN VOR DEM STERBEN ODER WEITERLEBEN, UM ZEUGNIS ZU GEBEN

Jalal Toufic
Beirut
Libanon

Gewidmet den Märtyrern (*shuhadâ*), die – über ihren Tod hinaus (bevor sie starben) – weiterlebten, um Zeugnis zu geben. Jesus Christus zum Beispiel, der gekreuzigt wurde, aber weiterlebte, um Maria von Magdala und seinen Jüngern einschließlich Thomas (Johannesevangelium 20) zu erzählen, was sich zugetragen hatte – was „nicht in diesem Buch [dem Johannesevangelium] aufgezeichnet ist.“¹

Übersetzung aus dem Englischen

Sollten die Bewohner des Libanon, die vor dem Ende des Bürgerkriegs in ihrem Land im Jahr 1990 geboren wurden, sagen: „Wir haben einen schrecklichen Bürgerkrieg und Invasionen fremder Mächte erlebt, aber wir leben weiter, um Zeugnis zu geben“? Ist weiterzuleben, um Zeugnis zu geben, nicht das, was Hamlet von Horatio verlangt, als dieser, nachdem er sich bewusst wird, dass sein Freund tödlich vergiftet wurde, ihm folgen und sich auch vergiften will? „Hamlet: ‚Horatio, ich bin hin;/Du lebst: erkläre mich und meine Sache/Den Unbefriedigten.‘ Horatio: ‚Nein, glaub das nicht./Ich bin ein alter Römer, nicht ein Däne;/Hier ist noch Trank zurück.‘ Hamlet: ‚Wo du ein Mann bist,/Gib mir den Kelch! Beim Himmel, laß! Ich will ihn!/O Gott! – Welch ein verletzter Name, Freund,/Bleibt alles so verhüllt, wird nach mir leben!/Wenn du mich je in deinem Herzen trugst,/Verbanne noch dich vor der Seligkeit/Und atme in dieser herben Welt mit Müh./Um mein Geschick zu melden. –“ (Shakespeare, *Hamlet*, 5. 2. 291–302) Muss Horatio weiterleben, um Zeugnis zu geben, weil, wie eine andere Redensart besagt, *Tote nichts verraten können*? Eine Gruppe von Miliziamännern, „die Ohren haben, aber sie hören nicht“ (Markusevangelium 8:18) und deshalb glaubten, dass Tote nichts preisgeben, brachten einen von sich um, weil sie Angst hatten, dass er ihre Geheimnisse verraten könnte. Auch Claudius scheint zu glauben, dass Tote nichts verraten, dass „Menschen, die tot sind, keine Geheimnisse preisgeben können“ (*Cambridge Advanced Learner's Dictionary*), dass vor allem der König, den er heimtückisch ermordet hat, indem er ihm Gift ins Ohr träufelte, so nicht enthüllen könnte, dass das, was seine irregeleiteten Untertanen für eine durch einen Schlangenbiss verursachte Vergiftung halten, in Wahrheit ein höchst hinterhältiger Mord war. Hamlet, dem der Geist seines ermordeten Vaters eine Geschichte erzählt hat, sollte wissen, dass es falsch ist, zu sagen, dass Tote nicht Zeugnis geben können,² und daher besser davon Abstand nehmen, seinen Freund dazu zu bringen versuchen, am Leben zu bleiben, um Zeugnis zu geben. Auf alle, die der Redensart Glauben schenken, dass *Tote nichts verraten können* (eine für die Achtlosigkeit der meisten Menschen symptomatische Einschätzung), treffen die folgenden Worte Nietzsches zu: „Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltenen Erfahrung liegen – daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird

einfach nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo nichts gehört wird, auch nichts da ist“ (*Ecce Homo*, „Warum ich so gute Bücher schreibe“). Ein Toter erzählt eine Geschichte, ob durch niederträchtige Stimmen, die durch seinen Kopf sprechen, „sich selbst“ oder den Lebenden, durch ein Medium (wie in Kurosawas *Rashomon*) oder indem er als Geist erscheint (wie der alte König Hamlet bei Shakespeare) – ob die Lebenden diese Geschichte hören oder nicht (weil sie sie verdrängen etc.), ist eine andere Frage. „Hast du Untoter eine Minute geschwiegen, bevor du nun wieder sprichst?“ – „Wenn du nur mich im Auge hast: ja, ich habe eine Minute deiner Zeit, deiner Zeitrechnung, geschwiegen – was in meiner Zeit zwischen 245 Tagen³ und 35 Jahren entspricht“; wenn du mit mir aber auch die körperlosen Stimmen meinst, die ich höre und die mir manchmal den Eindruck vermitteln, dass sie nicht nur in meinem Kopf sind, sondern außerhalb ihren Ursprung haben oder zumindest außerhalb meines Kopfes zu hören sind [*thought broadcasting*]: dann nein, dann habe ich keine Minute geschwiegen. Du solltest ‚meine‘ Stimmen, die Stimmen in meinem Kopf, bitten, eine Minute zu schweigen!“ – ein Toter/eine Tote wünscht sich weniger, dass die Lebenden eine Gedenkminute lang schweigen, sondern dass die *Stimmen*, die er/sie in seinem/ihrem Kopf hört, das tun würden. Antonin Artaud, der große Theaterkünstler, hat in seinem Stück *Pour en finir avec le jugement de dieu* (*Schluss mit dem Gottesgericht*) versucht, uns diese Stimmen hören zu lassen („Sie sagen da einige sehr bizarre Dinge, Herr Artaud“; „o reche modo/to edire/di za/tau dari/do padera coco“, etc.) – unglücklicherweise scheint sich jedoch in Wladimir Porché, dem Leiter des französischen Rundfunks, nachdem er das Stück gehört hatte, der Wunsch durchgesetzt zu haben, unverzüglich wieder zu einem jener Menschen zu werden, die Ohren haben, aber nicht hören, und möglichen Hörern der Station nicht die Gelegenheit zu geben, Ohren zu haben und (die Stimmen) zu hören, indem er die Übertragung einen Tag vor dem feststehenden Sendetermin am 2. Februar 1948 absetzte. Hätte er auch die Performance *How Nancy Wished that Everything Was an April Fool's Joke* von Rabih Mroué abgesagt? „Gibt es“, was die Performance von Mroué betrifft, „einen Punkt, auf den Sie mich besonders hinweisen wollen?“ – „Ja, auf den sonderbaren Umstand“ der Stimmen in der Inszenierung.“ – „Die Stimmen haben in der Performance nichts getan.“ – „Das ist der sonderbare Umstand.“ Wer Ohren hat und hört oder, genau genommen, mithört, ist zu dem Schluss berechtigt: „Dass ich die Stimmen in der Performance *How Nancy*

Wished that Everything Was an April Fool's Joke von Mroué nicht gehört habe, legt nahe, dass wir es nicht wirklich mit Toten zu tun haben, die uns Geschichten erzählen, sondern mit Lebenden, die Tote spielen.“⁶ Im klassischen Theater des Abendlandes und daher auch im libanesischen Theater als dessen mehr oder weniger kreativen Sprössling werden die Stimmen und damit auch Wahnsinn und der Bereich der Untoten unterdrückt, in das Reich des Nichtdiegetischen verbannt, der Untergrundgestalt des nichtdiegetischen Souffleurs zugewiesen; im Fall Mroués wird der traditionelle nichtdiegetische Souffleur durch einen Text ersetzt, der größtenteils aus Zeitungsberichten besteht, die auf den Boden vor den vier sitzenden Darstellern projiziert werden. Um sich wirklich mit Wahnsinn und dem Bereich der Untoten zu befassen, muss das Theater den Souffleur diegetisch machen; die erwähnten Stimmen wären eine Form eines solchen diegetischen Souffleurs. Zieht man in Betracht, dass die Bewohner des Libanon nicht dafür bekannt sind, sich anzustellen und erst zu reden, wenn sie an der Reihe sind, ist es doch eine Ungereimtheit, dass diese vier libanesischen Figuren jetzt, da sie tot sind und sich daher – ob durch körperlose Stimmen oder infolge von [*theft of thought*] – in einer Welt der Unterbrechung befinden, höflich darauf warten, dass der, der gerade spricht, zu Ende kommt, bevor sie zu erzählen beginnen, was ihnen zugestoßen ist. Kann man Mroués Performance also berechtigterweise als schlagendes Beispiel dafür ansehen, was ich in (*Vampires: An Uneasy Essay on the Undead in Film* 1993; 2. Aufl. 2003) angeprangert habe? Dort heißt es: „Trotz über hunderttausend Toter in den Jahren des Kriegs und Bürgerkriegs scheinen die Libanesen nicht gelernt zu haben, wie man stirbt.“ Ja, man kann. Kann man das mit Recht als Scheitern daran betrachten, was ich als „eine der größten Aufgaben der bildenden Kunst und Literatur Libanons in absehbarer Zukunft“ bezeichnet habe, nämlich „diesem für seine ‚Lebensfreude‘ bekannten Volk zu sterben beizubringen,⁷ ihm zu vermitteln, dass es bereits tot ist“? Ja, man kann. Insofern würde Mroués Performance (wie einige Arbeiten so mancher interessanter libanesischer Videokünstler und Filmemacher) etwas tun, was Hunderttausende Ägypter heute auf dem Kairoer Friedhof tun und was schlimmer ist, als die Toten alleinzulassen: in die Rechte der Toten eingreifen, was im Fall Mroués heißt, „in ihrem Namen“ zu sprechen – als ob jeder Tote noch *einen* Namen hätte! Wenn das zutrifft, könnte dieser Text passenderweise auch *Mit der Vereinnahmung der Äußerungen Toter durch die Lebenden Schluss gemacht haben* heißen. Ich ziehe aber, auf den Titel der Performance *How Nancy Wished that Everything Was an April Fool's Joke* Bedacht nehmend, vor, das provokative Werk Mroués in einem anderen Licht zu betrachten: als Theateraprilscherz darüber, dass die Libanesen nicht zu sterben verstehen, also nicht wissen, dass sie schon tot sind. So gesehen könnte mein Text passenderweise auch *Wie Jalal Toufic sich wünscht, dass Rabih Mroués „How Nancy Wished that Everything Was an April Fool's Joke“ ein Aprilscherz ist* heißen: Daher wäre es treffend gewesen, wenn die Premiere von Mroués Performance beim Internationalen Kunstfestival in Tokio am 1. April 2007 und nicht am 23. März 2007 und die einzige Aufführung in Kochi, Japan, ebenfalls am 1. April und nicht am 31. März 2007 stattgefunden hätte. Ich empfehle, das Werk in Zukunft immer nur einmal im Jahr am 1. April aufzuführen.

Verhalten sich die beiden Milizianführer, der Druse Walid Junblat und der christliche Maronit Samir Geagea, mit ihren häufigen Kehrtwendungen nicht wie Tote? Die beiden Anführer religiöser Milizen haben während der Invasion Israels 1982 sowie im Anschluss an den

Abzug Israels aus dem Libanon 1983 am Berg Libanon mörderische Säuberungsaktionen gegeneinander durchgeführt, sind seit dem Jahr 2005 Verbündete, als Junblat und seine Parlamentsfraktion eine wesentliche Rolle beim Erlass des Amnestiegesetzes spielten, dass Geagea begnadigte, der eine lebenslange Haftstrafe für das Attentat auf den früheren Premierminister Rashid Karami 1987, die Ermordung Dany Chamouns und seiner Familie im Oktober 1990, den Mord an dem ehemaligen Kader der libanesischen Streitkräfte Elias al-Zayek 1990 und den versuchten Mord an dem früheren Minister Michel al-Murr 1991 verbüßte, haben sich hinter eine landesweite Werbekampagne mit dem Motto „Ich liebe das Leben“⁸ gestellt, wenn diese nicht gar unterstützt, in der sie ihren politischen Hauptgegner, die selbst ernannte Hizballah (die Partei Gottes), beschuldigten, für eine „Kultur des Todes“ einzutreten. Da wir unsere Loyalitäten mit dem Tod ohnehin ändern,⁹ warum nicht die uns vom Leben zugestandene Möglichkeit erproben, sie nicht zu ändern, und dem Ruf folgen? Es nicht *unbesehen* hinnehmen, dass die Toten einen oder gar viele Namen, ja alle Namen der Geschichte annehmen (Friedrich Nietzsche beim Ausbruch seiner Psychose, seines Sterbens vor dem Sterben: „Ich bin Prado, ich bin auch der Vater Prado, ich wage zu sagen, daß ich auch Lespeso bin ... [...] Ich bin auch Chambige [...] [...] [Ich bin] jeder Name in der Geschichte.“¹⁰), Ihren eingeschlossen? Ersuchen Sie die Person, vor einen Spiegel zu treten: Auch wenn Sie nicht wissen, ob das tatsächlich der Fall ist oder Sie sich etwas einbilden, werden Sie sehen, dass das Spiegelbild der Person diese nicht ansieht, oder treten Sie aus irgendeinem Vorwand hinter die Person und rufen Sie sie mit mehreren Namen an, die sie ausdrücklich angenommen hat, und Sie werden sehen, dass sie nicht antwortet. Während die Lebenden mit Erfolg gerufen werden und daher eine Berufung haben können, kann man (abgesehen von jenen, die jemanden wiederauferstehen lassen können) Tote nicht mit Erfolg rufen, weil sie entweder alle Namen der Geschichte haben oder einen Umsturz durchmachen, weshalb sie keine Berufung haben und nicht *im Namen von* etwas Widerstand leisten und kämpfen können. Diese Unfähigkeit zu einer Berufung kann zur Manier(iertheit) werden, nicht nur die Namen und Qualen seiner Opfer, sondern auch die Namen und Handlungen seiner Feinde anzunehmen, der verdienten (Nietzsche, der sich in seiner, wie aus dem Vorwort des Werks ersichtlich, am 30. September 1988 abgeschlossenen *Götzen-Dämmerung* als „letzten Schüler des Philosophen Dionysos“ bezeichnet und in dem am 6. Dezember 1888 vollendeten *Ecce Homo* geschrieben hatte: „– Hat man mich verstanden? – *Dionysos gegen den Gekreuzigten*...“, unterschrieb weniger als einen Monat später mehrere bei Ausbruch seiner Psychose verfasste Briefe mit „Der Gekreuzigte“) wie der unverdienten; oder sie mag dazu führen, die niedrigste Stufe der Existenz einer bestimmten Kultur zu akzeptieren, auf die der Lebende ohne Berufung in dieser Kultur reduziert ist („[...] und drauf antwortete jener [der Geist des Achilleus] und sagte:/Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod [...]/Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,/ Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld baun,/Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen“ – Homer, *Odysee*, Elfter Gesang, 487– 491); oder sie mag die Gestalt des Subjekts dieses Verlangens annehmen, dessen, was nicht befriedigt werden kann, auch wenn die unabgeschlossene Angelegenheit geklärt worden ist,¹¹ und kann dann nicht einmal von einem Engel beschwichtigt werden, der den Getriebenen fallen lässt, dessen Ort von nun an, wie immer er sich auch äußerlich darstellen mag, die Hölle ist, jener Bereich also, von dem sich der Engel völlig und unwiderruflich zurückgezogen hat. Würde es dem Betreffenden genügen,

für eine Sache zu sterben, wenn er von nun an alle Namen der Geschichte wäre, die der unverdienten Feinde und unverdienten Parteigänger seiner Mission eingeschlossen, und so seine Sache verraten würde? Sicher nicht. Ein wahrer Märtyrer für eine Sache muss seinen Tod überleben: „Und du darfst ja nicht meinen, daß diejenigen, die um Allahs willen getötet worden sind, (wirklich) tot sind. Nein, (sie sind) lebendig (im Jenseits)“ (Koran, 3:169; vgl. Koran 3:169: „Und du darfst ja nicht meinen, daß diejenigen, die um Allahs willen getötet worden sind, (wirklich) tot sind. Nein, (sie sind) lebendig (im Jenseits), und ihnen wird bei ihrem Herrn (himmlische Speise) beschert“; Johannes 11:25: „Jesus sprach zu ihr: ‚Ich bin die Auferstehung. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt‘“; sowie Johannes 11:26: „Und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben“);¹² nur unter dieser Bedingung hat er die Wahl, die Sache, für die er gestorben ist, nicht zu verraten. Infolge der Wirren des sich hinziehenden Bürgerkriegs und der Invasionen im Libanon wechseln die vier Protagonisten von Mroués Performance wiederholt die Seiten – *nachdem sie getötet worden sind*. So erfahren wir zum Beispiel durch die von Rabih Mroué dargestellte Figur, die den Namen Rabih Mroué annimmt, dass sie am 7. Juli 1980 als Mitglied der „Tiger“-Milizen der National-Liberalen Partei (*Hizb al-Wataniyyin al-Ahrâr*) im Kampf gegen die libanesischen Streitkräfte (*Maronate Milizen*) während der militärischen Aktion Bashir Gemayels zur „Vereinigung der Waffen in den christlichen Gebieten“ getötet worden ist, sich etwa eine Woche später den libanesischen Streitkräften angeschlossen hat und dann am 27. Oktober 1980 im Kampf um die Zerstörung der Reste der Zentrale der National-Liberalen Partei in 'Ayn al Rummâna gefallen ist. Ebenso erfahren wir durch den von Ziad Antar dargestellten Protagonisten, der den Namen Ziad Antar annimmt, dass er als Kommunist mit palästinensischen Streitkräften an Angriffen auf verschiedene militärische Stellungen der Armee Saad Haddads teilgenommen und bei einem Hinterhalt am 9. November 1979 das Leben verloren hat. Er erzählt uns dann, dass er am 27. Mai 1980 im Lauf von Zusammenstößen der Kommunistischen Partei mit Amal-Milizen abermals getötet worden ist, sich aber dann am 4. Januar 1982 als Führer einer Amal-Milizeinheit wiederfand und einen Angriff auf Stellungen der Kommunistischen Partei in Sfeir befehligte. Er versichert uns, dass er am 28. Januar 1982 im Kampf gegen die Kommunistische Partei um Baalbak abermals getötet worden ist und dann noch einmal am 15. April 1982 in Nabatiyeh im Kampf gegen die Palästinenser den Tod gefunden hat. Weiters besteht er darauf, dass er sich 1987 auf Seite der (selbsternannten) Gottespartei (*Hizb Allâh*) in verschiedenen Zusammenstößen mit den Amal-Milizen kämpfend wiederfand und in dreien dieser Kämpfe den Tod gefunden hat: im Kampf um Tyrus, im Kampf um Nabatiyeh und im Kampf um die südliche Vorstadt von Beirut. Kann man Mroués Performance aufgrund der dargestellten Kehrtwendungen als Rechtfertigung einer Figur wie Walid Junblat verstehen, der für seine opportunistischen, je nach Eigeninteresse vollzogenen Frontwechsel berüchtigt ist? Man kann das nur tun, wenn man darüber hinwegsieht, dass Mroués Protagonisten erst die Seite wechseln, nachdem sie den Tod gefunden haben. Da ich die, die nicht gestorben sind, bevor sie körperlich gestorben sind, nicht als Märtyrer ansehe, würde ich ihrem Zeugnis von jenseits des Grabes keinen Glauben schenken. Um zu erzählen, was geschehen ist, muss man Zeuge gewesen sein, muss man einer von jenen gewesen sein, denen „die Augen aufgetan“ wurden (Lukas 24:31), deren Augen „selig“ sind,

„weil sie sehen“ (Matthäus 13:16); denen die *Decke von den Augen abgenommen* wurde und deren *Blick jetzt geschärft* ist – muss man gestorben sein, bevor man stirbt („Und der Todeskampf bringt (schließlich) die Wahrheit [...] ‚Das hast du ja nicht geahnt. Aber wir haben dich (nunmehr) aufgeklärt (w. wir haben dir die Decke (von den Augen) abgenommen, so daß dein Blick heute geschärft ist.‘“ (Koran 50:19–22) Zusätzlich zu den Dingen, die ich dem Leser, mir und Lyn Hejinian in der überarbeiteten und erweiterten Auflage von (*Vampires: An Uneasy Essay on the Undead in Film*) (2003), *Two or Three Things I'm Dying to Tell You* (2005) und *‘Ashûrâ’: This Blood Spilled in My Veins* (2005) erzählen musste, sterben zu müssen meinte, wenn ich sie nicht erzähle, glaube ich jetzt, *sterben zu müssen*, wenn ich den verdienten Lesern dieses Texts nicht sage, dass im Wesentlichen nur Märtyrer *weiterleben* können, *um Zeugnis zu geben*.

1 Zum Beispiel über seinen Abstieg in die Hölle: „Im Glaubensbekenntnis heißt es: Er ist ‚abgestiegen zu der Hölle‘, und der Apostel sagt (Epheserbrief 4:9): ‚Dass ‚er stieg hinauf‘, was besagt es anders, als daß er auch hinabstieg zu den Niederungen der Erde? ‚Und ein Kommentar ergänzt: ‚also: in die Hölle‘.“ Thomas von Aquin, *Summe der Theologie*, Frage 52: ‚Christi Abstieg zur Hölle“.

2 Sollte man einem Toten, der uns Geschichten erzählt, entgegenhalten, dass „Tote keine Geschichten erzählen“? Das mag zwar die beabsichtigte Wirkung haben, aber nicht weil das zutrifft, sondern eher deshalb, weil es den Toten stutzen macht, ihn dazu bringt, sich zu fragen, ob er tatsächlich am Leben ist, und ihn vielleicht letzten Endes zu dem Schluss veranlasst: „Ich muss tot sein“, woraufhin dann die Person, die das Gefühl hat, „jeder Name in der Geschichte zu sein“ (wie Nietzsche in einem Brief nach Einsetzen seiner Psychose, seines Sterbens vor seinem körperlichen Tod, schreibt), ausruft: „Die Geschichte ist mein Massengrab.“

3 Koran 70:4: „Die Engel und der Geist steigen (auf der Himmelsleiter) zu ihm auf in einem Tag, dessen Ausmaß (nach menschlicher Berechnung) fünfzigtausend Jahre sind.“

4 Koran 32:5: „Er dirigiert den Logos vom Himmel zur Erde. Hierauf steigt er (d. h. der Logos) (wieder) zu ihm auf. (Das vollzieht sich alles) in einem Tag, dessen Ausmaß nach eurer Berechnung tausend Jahre sind.“

5 Eine Paraphrase eines Wortwechsels zwischen Inspektor Gregory und Sherlock Holmes in Arthur Conan Doyle's *Silver Blaze*: „Gibt es noch einen weiteren Punkt, auf den Sie mich aufmerksam machen wollen?“ – „Auf den sonderbaren Umstand mit dem Hund in der Nacht.“ – „Der Hund hat in der Nacht nichts getan.“ – „Das ist der sonderbare Umstand“, bemerkte Sherlock Holmes.“ – Später sagt Holmes: „Ich hatte die Bedeutung des nicht anschlagnenden Hundes erkannt, lässt doch eine richtige Folgerung immer weitere Folgerungen zu. Der Zwischenfall mit Simpson hatte mir gezeigt, dass im Stall ein Hund gehalten wurde, der, obwohl jemand dort gewesen und ein Pferd herausgeholt hatte, nicht laut genug gebellt hatte, um die zwei Burschen am Heuboden zu wecken. Offensichtlich war der mitternächtliche Besucher jemand, den der Hund gut kannte.“

6 Wie wenig die Darsteller, die in der Performance *in dem Namen*, den sie zu Lebzeiten hatten, reden, doch bemerken, dass sie bereits tot sind, während sie noch als Lebende in Rabih Mourés Performance tote Figuren verkörpern und wiederholt recht unbekümmert davon berichten, dass sie mehrfach eines gewaltsamen Todes gestorben sind.

7 Dem libanesischen Theaterkünstler 'Assâf zufolge kann und sollte uns das Theater im Unterschied zur Technik ‚eine lebende Figur im Angesicht anderer lebender Figuren“ (*un homme vivant en face d'autres hommes vivants*) vorstellen. Angesichts der Tatsache, dass die Technik darauf abzielt, dem Menschen

ein zeitlich unbegrenztes Leben zu gewähren, gilt es nicht das Leben gegen die Technik ins Feld zu führen, sondern die Sterblichkeit. Nicht als einfaches Lebewesen kann der Mensch der Technik Widerstand leisten, sondern als Sterblicher, zumindest für bestimmte Zeit. Das Theater sollte uns mit Menschen konfrontieren, die *todernst* zu ihrer Sterblichkeit stehen.

8 <http://www.libanon-ilovelife.com/>. Nur jene, die, während sie das Leben lieben, die Liebe nicht leben können (worüber meine geliebte Geliebte Graziella nur allzu gut Bescheid weiß), oder jene, die, während sie die Liebe leben können, das Leben nicht lieben können, können in einem *shath* (einem oftmals paradoxen ekstatischen Ausbruch) ausrufen: „Ich liebe das Leben!“ Daher kann der christliche Gott, der, während das Leben (d. h. Jesus Christus [„Jesus sprach [...]: ‚Ich bin die Auferstehung. Wer an mich glaubt, wird leben [...]“ – Johannevangelium 11:25]) für ihn liebenswert ist („Und siehe, eine Stimme aus den Himmeln sprach: ‚Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ – Matthäusevangelium 3:17), die Liebe nicht leben kann („Ist nicht Mitleid das Kreuz, an das der genagelt wird, der die Menschen liebt?“ – Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, Zarathustras Vorrede, 3), durch die dritte These, den Heiligen Geist, ausrufen: „Ich liebe das Leben!“ Alle, deren (in der Werbung und an anderer Stelle vorgebrachte) Behauptung, das Leben zu lieben, sowohl unterstellt, dass das Leben liebenswert sei, als auch uns glauben macht, dass sich die Liebe leben lässt, sind hinterhältige Nihilisten, die das Leben und die Liebe herabwürdigen.

9 Haben die Lebenden das Recht, sich durch das, was „die Geschichte der Menschheit (Nietzsche eingeschlossen) entzweit hat“ (Nietzsche), radikal zu verändern, etwa durch die Offenbarung der ewigen Wiederkehr oder die verrückt machende Erkenntnis: „Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!“ (Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Drittes Buch, 125, wo es weiter heißt: „Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine größere Tat, – und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war!“) Ja, durch solche Ereignisse sollte man sich radikal ändern.

10 Aus einem Brief Friedrich Nietzsches an Jacob Burckhardt vom 5. Januar 1889; *Wahnbriefe*, Januar 1889, <http://thenietzschechannel.fws1.com/nilettersg.htm> (18. Oktober 2007).

11 Die „über den Tod hinaus“ (Shakespeare, *Romeo und Julia*) Rache nehmen wollen, sollten ihren Widersacher, während sie sich hinter ihn stehlen, anrufen, denn der Umstand, dass er ihnen nicht antworten wird, wird sie vielleicht innehalten lassen, weil ihnen aufgeht, dass sie möglicherweise an *inem falschen Mann* Rache nehmen wollen.

12 Siehe den Abschnitt „Martyrs“ in meinem Buch *‘Ashûrâ’: This Blood Spilled in My Veins* (Beirut, Libanon: Forthcoming Books 2005).

DER HISTORIKER DES ZWEIFELS 2

Vincent Labaume
Clichy, Frankreich
3. September, 2007

Der Körper ist eine
Montage.
Marcel Mauss

Übersetzung aus dem Französischen

Ich vermisse den Körper. Nicht den meinen, da ich ja einen habe, wie man so sagt, mit dem ich die unterschiedlichsten Dinge machen kann, wie stundenlang spazieren gehen oder stundenlang unbewegt verharren. Aber dieser Körper berührt mich im Grunde genommen gar nicht. Ja, man könnte sogar sagen, dass er mich zuweilen zur Verzweiflung bringt. Was auch immer er zuwege bringt, nichts davon befriedigt mich. Bei allen Aktivitäten, denen er sich auf mehr oder weniger elegante Weise beugt, empfinde ich gemischte Gefühle, und die hängen zum Großteil mit dem Grad der Gelenkigkeit und Präzision zusammen, mit denen mein Körper sich beugt, mit der Geschicklichkeit, mit der er eine Sache ausführt. Ich schätze die Virtuosität, mit der er gewisse Aufgaben erledigt, ja selbst die mittelmäßigsten, wie etwa das Reinigen eines Fensters, aber ich würde nicht so weit gehen und ihn ehrgeizigere Aufgaben erledigen lassen, nur um meine Befriedigung minimal zu erhöhen. Im Übrigen lässt mich nichts so sehr unbefriedigt wie körperliche Ertüchtigung. Wie die meisten meiner Artgenossen genoss auch ich früher das, was man eine sportliche „Erziehung“ nennt. Ich ging laufen, machte Aufwärmübungen, Sprünge kreuz und quer, Fußball und Tischtennis; Ich fuhr Ski und machte Karate. Kurz danach machte ich, wie alle anderen auch, sexuelle Erfahrungen. Bei keiner dieser Bewegungen, bei keiner Position und Disziplin fühlte ich mich in meinem Körper wohl. Nur seine Müdigkeit, oder vielmehr seine mehr oder weniger völlige Erschöpfung konnten mir von Zeit zu Zeit ein akzeptables Gefühl von Einklang mit dem Körper verschaffen. Ein Einklang, der noch den Hauch von echtem Mitgefühl in sich birgt, wenn es um Gemütsbewegungen wie große Schwäche, Schmerz oder Krankheit geht. Aber das dauert nicht lange und sobald die Gesundheit wieder zurückkehrt, dann ist die Bitterkeit nicht mehr weit. Kurz gesagt, kann man sich zwischen diesem Körper und mir eine zweifelhaftere Verbindung vorstellen, eine nie erreichte Harmonie?

Lange Zeit versuchte ich, diese innere Erkenntnis der Trennung zu verbergen, jene innerliche Scheidung von diesem so schlecht angeeigneten Fleisch. Da ich mit niemandem darüber sprach, konnte ich immer davon ausgehen, dass dies für jedermann gelten würde, dass jedermann mit einem Körper lebte, mit dem er nur schlecht zurande kommt und er darauf wartet, ihn eines nicht allzu fernen Tages zu verlassen. Ich sah diesen Tag als Befreiung. Was würde danach geschehen? Würde man zu jenem körperlosen „Ich“

werden, der teuren und guten „Seele“ jener alten abergläubischen Zivilisationen, würde die uneingeschränkte Herrschaft des „Körpers“ in der Versenkung verschwinden? Zu dieser Frage mischte ich mich gelegentlich in die hitzigen Debatten der fortschrittlichsten Zirkel des zeitgeistigen Denkens ein, wo ich allerdings mit Verblüffung feststellen musste, dass die Vorstellung vom Jenseits des Körpers nicht nur unerbittlich von den überzeugendsten Argumenten niedergeschmettert wurde, sondern dass zu alledem der Verfechter einer andersartigen Idee ganz und gar fertig gemacht und gedemütigt wurde. Jedermann schien im Einklang mit seinem Körper zu sein. Also schwieg ich. Ich akzeptierte widerwillig jene erfreuliche Nachricht, dass es nur einen Körper gebe, oder besser gesagt, und dieser Unterschied ist nicht unwichtig, dass es nur Körper gebe. Ich hatte ganz einfach nicht den richtigen bekommen. Aber kann man einen Körper wechseln? Einen anderen annehmen, wie man ein schlecht geschnittenes Kleidungsstück austauscht, in das man im Geschäft schnell geschlüpft war, ohne die Zeit dafür zu haben, es zu probieren und es mit einem anderen, das auf Maß geschnitten wurde, zu vergleichen?

Nun ja, ich musste mir eingestehen, dass bestimmte Körper, die ich auf Abbildungen näher betrachtet hatte, in mir eine Art Beunruhigung auslösten, die dazu führte, dass mir diese Körper instinktiv näher und intimer erschienen als mein eigener. Diese Körper standen im Raum als klare und angenehme Entitäten, ohne dass man ihnen auch nur im geringsten einen bitteren Nachgeschmack anmerkte von einem im Verborgenen auf der Lauer liegenden „Piloten“, der insgeheim seine Maschine verachtete. Sie nahmen Gestalt an, sie verkörperten alle sichtbaren und abwägbaren Dimensionen des Fleisches, ebenso natürlich wie eine anatomische Zeichnung, die willkürlich und mit den Händen auf dem Rücken ausgeführt wäre. Waren diese Körper also ohne „Ich“?

Auch wenn sie ganz und gar nicht jenen leeren oder versteinerten Blick eines Automaten hatten, auch nicht jenen auf Fotomontagen, so konnte ich nicht umhin zu glauben, dass jene seltsamen Körper sich ohne dieses Anhängsel bzw. das davon losgelöste Etwas bewegen würden, was wir aus Konvention Bewusstsein nennen. Aber war es nicht vielmehr so, dass dieses „Bewusstsein“, weit davon entfernt ein Makel zu sein, sich völlig aufgelöst hatte und von den Körpern absorbiert wurde, indem jedes einzelne Molekül seinen Charakter aufso wie

Zucker oder Salz, wenn sie ins Wasser getaucht werden? In diesem Fall, sagte ich zu mir, muss es dabei doch eine nützliche Erkenntnis geben, die ich aus dieser Verbindung gewinnen könnte. Und so machte ich mich also auf die Suche nach jenen Körpern mit ihrer großen Macht an Körperlichkeit, die ich nur als Ikonen kannte.

Die Sache stellte sich als nicht so einfach heraus. Zunächst schienen jene Körper nicht dieselben Orte zu frequentieren wie „mein“ Körper, und so stellte ich mir vor, dass sie unendlich weit weg von mir leben würden, an einem weit entfernten Ort, geschützt vor den Indiskretionen, wo ihre körperliche Instandhaltung nicht in Schikane ausarten würde. Aber ich musste meine Illusionen sehr schnell aufgeben. Es handelte sich nämlich nicht, wie ich zunächst angenommen hatte, um einen einfachen geographischen Rückzug, denn nachdem ich jene unendlich entlegenen Orte im Vertrauen auf präzise Informationen dort besucht hatte, wo ich annahm, dass ich sie mit Sicherheit finden würde, fand ich nicht einen einzigen, nicht einmal im Vorüberhuschen oder bei einem verstohlenen Blick durch das Einfahrtstor. Während ich über diese Enttäuschung nachdachte, stellte ich mir vor, dass ihr Rückzug sich nicht so sehr im Raum abspielte, als vielmehr in der Art, wie sie den Raum ausfüllten, selbst den ganz alltäglichen. Denn sie waren da zwischen all den anderen Körpern, aber niemand konnte sie sehen, da sie kaum wahrnehmbar waren. So wie sich ihr Bewusstsein mit ihren Körpern vermengen konnte, so hatten sich die Körper ihrerseits in die Anonymität der gewöhnlichen Körper gemischt. Wie sollte man nun vorgehen, um sie ausfindig zu machen? Nach einer neuen Theorie konnte nun jedermann dieser Körper sein, verborgen hinter der banalsten Erscheinung. Eine solche Perspektive in Bezug auf meine Recherchen entmutigte mich. Und wenn nun, so fragte ich mich, die banalste Erscheinung, d.h. ein ganz einfach abstoßendes Wesen nur die Möglichkeit einer einzelnen Oberfläche darstellte, um ganz heimlich den wahren Kennern als Erstes seinen betörenden Glanz vorzubehalten? Heißt es nicht „Die Letzten werden die Ersten sein!“? Diese restriktive Formel schien mir ein Geschenk des Himmels. Ich beschloss also, irgendwelchen Individuen, die nichtssagender als Wände waren, mit durch und durch unbedeutenden Gesichtern und einer ganz und gar nicht wunderbaren Körperhaltung zu folgen.

Fortsetzung folgt...



DIE AUSNAHME VON DER REGEL

Laymert Garcia dos Santos
São Paulo
Brasilien

Die Klischees über die Globalisierung wollen uns glauben machen, dass wir in einer fantastischen globalen Wirklichkeit leben, die uns alle in ein gemeinsames leidenschaftliches Abenteuer mitreißt und zugleich jedem von uns die Sicherheit gibt, seine Unterschiede und Einzigartigkeit zu vertreten. Man muss nur einen Blick auf die Werbung internationaler Banken oder pharmazeutischer Unternehmen werfen, die an den Wänden und Bildschirmen der Flughäfen weltweit zu sehen sind, um zu verstehen, was ich meine. Von ihnen geht ein individuelles und kollektives Glücksversprechen aus, das aus sich selbst zu dringen scheint und zugänglich ist, sozusagen *prêt-à-porter*. Dennoch, wenn auch die Internationalisierung des Kapitals, die Vernetzung der Wissenschaften, die Informationstechnologien, das Ende der Nationalstaaten und das Infragestellen aller Arten von Grenzen (territoriale, subjektive, Arten, Gattungen etc.) im Augenblick den Zugang zu allen Makro- und Mikro-Räumen des Planeten für eine ökonomische und technologische Strategie einer totalen Beschleunigung öffnen, so darf man deshalb nicht glauben, dass sich dies überall auf gleiche Art und Weise und ohne Probleme abspielt. Natürlich ist die Dynamik überall präsent, aber sie ist nicht homogenisierend, und sie hinterlässt Spuren, die kein Make-up, keine Camouflage oder Simulation wirklich verwischen könnten.

Nehmen wir zum Beispiel die sehr aktuelle Diskussion, die sich seit dem 11. September 2001 um die Frage dreht, ob wir, was die internationalen Verbindungen oder die verschiedenen Nationalstaaten betrifft, in einem Ausnahmezustand leben oder nicht, seien diese Staaten ein Teil der Ersten,

der Dritten oder der Vierten Welt. Auf weltpolitischer Ebene drängte sich diese Frage auf, als die Regierung von George W. Bush unter Verletzung der internationalen Rechtsordnung den Kampf gegen den Terrorismus zu einem „Präventivkrieg“ erklärte. Von dieser Perspektive gehen Toni Negri und Michael Hardt in ihrem Buch *Multitude: Krieg und Demokratie im Empire* aus und sie stellen die These auf, dass der Ausnahmezustand von da an durchaus „gegeben“ ist, dass er aber in der modernen Logik der Staatsräson, wie sie noch von Leuten wie Carl Schmitt und Clausewitz verfolgt wurde, nicht mehr vorkommt. Früher manifestierte sich eben die Souveränität der Staaten in der Macht, die sie einsetzten, um einen Ausnahmezustand zu deklarieren und gegeneinander Krieg zu führen; in diesem Sinn war der Krieg ein begrenzter Ausnahmezustand. Heute hingegen wird die Souveränität der Staaten durch eine neue supranationale Souveränität ersetzt, welche die globale Form eines Empire annimmt, und der Krieg findet nicht mehr begrenzt, sporadisch oder als etwas Außergewöhnliches statt, wie einst, sondern wir leben in einem „Zustand des globalen Krieges“: „Mit dem allmählichen Verschwinden der räumlichen und zeitlichen Begrenzung des Krieges innerhalb begrenzter Konflikte zwischen souveränen Staaten scheint sich der Krieg wieder einen Weg in den sozialen Raum geobnet zu haben, um sich dort auszubreiten. *Der Ausnahmezustand ist zu etwas Permanentem und Allgemeinem geworden*; die Ausnahme wurde zur Regel, und sie erweitert ihren Einfluss in internationalen Verbindungen ebenso wie auf nationale Gebiete.“

Die Hinterfragung und Aktualisierung dieses Konzepts spiegelt sich auch in Giorgio Agambens *Homo Sacer I* und *II* wider, die 1995 und 2003 veröffentlicht

wurden, d.h. vor und nach dem 11. September. Für den italienischen Philosophen hat der Ausnahmezustand jetzt eine planetarische Dimension und die Gewalt, die er verkörpert, ignoriert zum einen internationales Recht nach außen hin und schafft im Inneren einen permanenten Ausnahmezustand, immer unter der Vorgabe, dies im Namen des Rechts zu tun. Agamben vertritt die Ansicht, dass die Ausnahme konstitutiv für die Ausübung der politischen Macht ist und dies schon seit Urzeiten, dass sie zum Wesen der politischen Existenz gehört und dass man ihr sowohl in einer fundamentalen Verfolgung begegnen kann, wie es sie im Römischen Reich zwischen dem Souverän und dem *homo sacer* gegeben hat oder auch in der Beziehung zwischen dem *Führer* und den deportierten Juden im Dritten Reich, heute stellt sie sich aber auch als Konfrontation dar, etwa zwischen der amerikanischen Regierung und den Gefangenen von Guantánamo. Das bedeutet, der Ausnahmezustand würde eine originäre politische Struktur verkörpern und die aktuelle Veränderung bestünde darin, dass sich jene uralte Beziehung nun explizit darstellen würde als der Kern heutiger Macht, d.h. die Ausübung der Macht auf das nackte Leben.

Hier stellt sich eine Frage: Wie nähert man sich dieser Thematik aus der Perspektive der Peripherie des Kapitalismus? Wie kann das Konzept des Ausnahmezustands eingesetzt werden, um zu beschreiben, was sich in der brasilianischen Gesellschaft abspielt, die mit keiner anderen Nation Krieg führt und die auch nicht im Blickpunkt des internationalen Terrorismus liegt? Der Ausnahmezustand in seiner brasilianischen Ausformung, dies ist genau das Thema eines Buches, das gerade unter dem Titel *A era da indeterminação*

(Das Zeitalter der Unbestimmtheit) erschienen ist. Zusammengestellt von den beiden Soziologen Cibele Rizek und Francisco de Oliveira, umfasst der Band Essays einer Gruppe von Forschern aus São Paulo, die versuchen zu verstehen, was gerade vor sich geht und weshalb die traditionellen Kategorien der Humanwissenschaften in Bezug auf die Souveränität und die Politik uns nicht ermöglichen, den aktuellen Kontext analytisch zu lesen.

Es scheint in der Tat so zu sein, dass wir hier in einem Zeitalter der Unbestimmtheit leben, da die gewohnten politischen Parameter nicht mehr funktionieren, um die Realität zu erklären. Man braucht nur ein Paradox als Beispiel nehmen, das ganz offensichtlich ist: die politische Demokratie ist in vollem Gange, und dennoch war sie nie so weit von einer sozialen und ökonomischen Demokratie entfernt wie heute, was bedeutet, dass sich die Beteiligung an Wahlen und an der Politik niederschlägt als Krise der Darstellung nach Außen. Was an sich schon unglaublich ist, wird noch schlimmer, wenn man die Kapitulation eines Staates sieht, der sich aus der Ausübung der Souveränität zurückziehen scheint – ein Staat, der nicht mehr für die Gesellschaft regiert, sondern für den Markt, dessen Zustand es ihm nicht erlaubt, Wachstum und Entwicklung mit einer *strukturellen Anpassung* zu verknüpfen, um seine Schulden zu zahlen, was wiederum den Verlust von sozialen und ökonomischen Rechten fördert. Zudem engt die Verschuldung des Staates die Entwicklung der Gesellschaft ein und lähmt den Spielraum der neoliberalen „linken“ Regierung, was der Politik jede Relevanz entzieht und durch die extreme Instrumentalisierung der Sprache auch eine enorme ideologische

Verwirrung schafft. Parallel dazu wird die Unbestimmtheit auch dadurch verstärkt, dass sich die Eliten aus jedem gesellschaftlichen Projekt zurückziehen, was definitiv dem kollektiven Willen widerspricht, aus dem Land eine zivilisierte Nation zu machen und es in einen negativen Horizont abdriften lässt. Wenn man den zweifelhaften Bemerkungen des Literaturkritikers Roberto Schwarz folgt, so müsste man sich vielleicht fragen, ob das Land nicht schon eine Art Halb-Land geworden ist, ein Ex-Land oder eine Region, und ob unsere Moderne sich vielleicht nicht nur auf die Vergangenheit bezieht.

Ein derartiger Niedergang legt nahe, dass es keine Politik mehr gibt, da diese auf eine mehr oder weniger funktionierende Verwaltung der Bevölkerung und auf die Schaffung einer scheinbaren Ordnung reduziert wurde, die ein potentiell Chaos nur verbirgt und kontrolliert, etwa jenes der Gewaltausbrüche in den Städten und den zunehmend unorganisierten Arbeitsmarkt, oder die Umweltkrise und die Rodung der Wälder, was den exportabhängigen Monokulturen Tor und Tür öffnet und die Korruption, die innerhalb des Staatsapparats eine Art „Rette sich, wer kann“ Ideologie verbreitet, unterstützt. Eine solche Verwaltung steht nicht im Einklang mit dem Rechtsstaat, sondern eher mit einem Regime des Ausnahmezustands, bei dem die Ausübung der Politik, die Praktiken der Staatsbürgerschaft und die Anwendung der Gesetze und Normen einem geschäftemacherischen Pragmatismus und einem effizienten Einsatz der Medien den Weg bereiten, nicht mit dem Ziel, einen Konsens zu schaffen, sondern, wie es Peter Sloterdijk formulieren würde, um an einer emotionalen Synchronisation der unterschiedlichen

sozialen Schichten zu arbeiten, d.h. einer Integration durch Belastung, die immer erneuert und verändert wird. Wenn der Ausnahmezustand nicht als solcher erscheint, dann deshalb, weil die Gesellschaft auf einer „Wellenlänge“ mobilisiert und eingeschworen wird, was dazu führt, dass sie diese Ausnahmesituation als Normalität empfindet!

Die brasilianische Unbestimmtheit wird also von Undurchsichtigkeit bestimmt, was die fundamentale Unstimmigkeit in Bezug auf die Art und Weise nährt, wie die Brasilianer regiert werden. Denn sie glauben fest daran, dass sich die Politik in traditionellen Institutionen abspielt, auf die übliche Weise und nach den Methoden und Regeln eines längst überholten Spiels; ein Spiel, das die wahren sozialen Kräfte nur mehr widerwillig anerkennen. In diesem Dunkel der Unbestimmtheit, weiß man nicht mehr, wo man ist und wohin man geht. Dennoch muss man eine ganz entscheidende Nuance wahrnehmen, die aus den Texten von Francisco de Oliveira und seinen Freunden hervorgeht und die auf entscheidende Weise unsere Wahrnehmung der brasilianischen Realität beeinflusst. Es geht darum zu verstehen, dass sich die Ausnahme von der westlichen demokratischen Norm herleitet und zu ihr nicht grundsätzlich im Widerspruch steht. Denn unsere Ausnahme ist nicht die Ausnahme von der Norm, sondern vielmehr die Ausnahme *der* Norm der fortschrittlichen Länder, wie Vorder- und Rückseite desselben Stoffes, die Rückseite, die in ihrer außergewöhnlichen Musterung die schönen und beruhigend geordneten Bilder der Globalisierung anklagt.



Guy Tillim

Statuen des Gründungspräsidenten von Ghana, Kwame Nkrumah, die zurzeit im Museum in Accra wieder aufgestellt werden. Nachdem der Pöbel nach einem Militärputsch im Jahr 1966 über sie hergefallen war, wurden sie 1977 restauriert.